

Wolfgang Fritz Haug

### **Sozialistische Existenz heute<sup>1</sup>**

Ich habe nicht wenig darüber gegrübelt, was das Thema genau meinen kann. >Sozialistisch< kann sich ja wohl nicht auf eine organisierte Identität beziehen. Was hieße wohl >sozialdemokratische Existenz heute<, da der SPD-Kanzler Deutschland als Wettbewerbsstaat im neoliberal betriebenen Globalkapitalismus profiliert? Und welche Partei sollte es sonst sein? Die PDS? Dieser östliche Fuß in der Tür zu einer deutschen Linkspartei, der im Westen nicht auf den Boden kommt? Da wäre -- von einem befreundeten Außenstehenden, wie ich es bin -- die Frage der Fragen zu diskutieren, die angesichts der dramatischen Verluste der SPD täglich lauter werden müsste und die Daniela Dahn<sup>2</sup> vor einiger Zeit in die Worte gefasst hat: >Warum laufen nicht Tausende von Agenda-Gegnern zur PDS über?< Ich kam zu dem Schluss, dass das nicht in erster Linie mein Thema sein sollte. Auch dürfte >sozialistisch< nicht im Unterschied zu >kommunistisch< gemeint sein. Die Frage nach kommunistischer Existenz heute dürfte bei meinen Gastgebern mitschwingen, sagte ich mir. Oder ist marxistische Existenz gemeint? Speziell die eines marxistischen Intellektuellen, wie ich es bin, der sich (in meinem Fall) seit zwei Jahrzehnten angestrengt bemüht, eine

---

1 Vorgetragen beim Intensivseminar >Trotz alledem...< - 30 Jahre Christen für den Sozialismus, Bad Hersfeld, 2. bis 5.10.2003.

2 >Antikapitalismus ist realistisch und zeitgemäß<, ND, 28./29.6.03, 24

>Arche Noah< kritischen Wissens und sozialistischer und kommunistischer Erfahrungen aus anderthalb Jahrhunderten Arbeiterbewegung zustande zu bringen, nicht allein natürlich, sondern mit tausend Mitstreiterinnen und Mitstreitern aus aller Welt. Auch nicht konservativ, sondern in einer Anstrengung rettender Kritik und zugleich der erneuernden Befähigung für die im High-Tech-Kapitalismus sich ankündigenden gesellschaftlichen Krisen, Kämpfe, Bündnisse und veränderten Politikformen. Denn mit nichts ist meine Existenz als marxistischer Intellektueller so verbunden wie mit diesem Projekt des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus*.

Nicht davon soll nun aber die Rede sein, sondern von der Dialektik sozialistischer Existenz, als einer unaufhebbaren Zweideutigkeit angemessener Lebensform im postkommunistischen Konsumismus, ohne eindeutige Partei und Bewegung, Existenz eines der vielen - und viel zu wenigen -, die fallengelassene Botschaften aufheben und weitertragen, nicht ohne sie besten Wissens und Gewissens mit den ernüchternden wo nicht schrecklichen Erfahrungen, den bitteren Notwendigkeiten und dürftigen wo nicht zweideutigen Möglichkeiten abzugleichen. Diese Existenzform gebiert nicht selten das Paradox: Ohne je Mitglied einer kommunistischen Partei gewesen zu sein, konnte ich doch die Erfahrung machen, von einer ausgeschlossen zu werden. Später durfte ich gar den Eröffnungsvortrag auf einem kommunistischen Parteitag halten. Und heute als gottloses Weltkind das Auftaktreferat zu einer Tagung von Christen.

Der morgige Vortrag von Dick Boer heißt *christlich-sozialistische Existenz heute*. Daraus schließe ich, dass er als komplementäres Gegenstück zum meinigen über sozialistische Existenz heute angelegt ist. Ich habe eine Weile gebraucht, bis ich merkte, dass der mir vorgegebene Vortragstitel eine diskrete Lücke enthält. Die Überschrift bedeutet ja streng genommen, dass ich über sozialistische Existenz heute im Allgemeinen zu sprechen hätte, Dick Boer dann über das Besondere. Die christlichen Sozialisten würden dann eine Teilmenge der Sozialisten überhaupt bilden. Aber das wäre eine fade Systematik und wohl kaum im Sinne der Erfinder meines Themas. Soll ich daraus schließen, dass da mit unsichtbarer Tinte ein Begriff geschrieben ist, der eine Differenz ausdrückt? Erwartet ihr von mir, fragte ich mich, dass ich über nicht-christliche sozialistische Existenz heute spreche? (Es wird ja nicht die >unchristliche< gemeint sein.) Aber soll ich mir diesen Schuh anziehen?, habe ich mich gefragt. Vergeht doch fast kein Tag meines Lebens, ohne dass Frigga und ich geistlichen Kantaten des >Fünften Evangelisten<, Johann-Sebastian Bachs, lauschen, aus denen die Gemeinde als konkrete Utopie herauszuhören ist. Wir stehen damit nicht allein. Der alte Eric Hobsbawm wurde vor Jahren von der BBC mit einer anderthalbstündigen Sendung geehrt, in der er von seinem Leben und seiner Existenz als Kommunist und Marxist erzählen und dazwischen seine Lieblingsmusikstücke spielen lassen durfte. An einem bestimmten Punkt sagte er, nach der nächsten Zwischenmusik befragt: Jetzt kommt etwas Kämpferisches, let's get militant! Was

dann kam, war Bachs Kantate *Ein feste Burg ist unser Gott*. Hören wir mal rein in diese kämpferische Musik.

- - - -

Ja, weiß Gott, das ist wirklich kämpferische und äußerst politische Musik! Sie geht über den Text hinaus, wo dieser sagt:

*Mit unsrer Macht ist nichts getan  
Wir sind gar bald verloren*

Auch wenn wir an den Gott, der hier in der Niederlage für den Sieg einsteht, nicht glauben können -- die Lektion der Demut hatten und haben wir vermeintlich >nicht-christlichen< Sozialisten immer aufs Neue zu lernen. >Der ganze Ruhm der Welt geht in ein Maiskorn<, pflegte Fidel Castro zu sagen. Und: >Wir sind nur ein Tropfen im Meer<.

Nein, was da im mir vorgegebenen Thema Sozialistische Existenz heute mit Geheimtinte geschrieben steht, muss anders sichtbar gemacht werden. Vielleicht scheuten meine Gastgeber davor zurück, es explizit zu machen - aber implizit geben sie mir auf, über atheistisch-sozialistische Existenz heute nachzudenken.

(In der Tat gibt es auch atheistische Christen, solche, die es ab einem bestimmten Punkt bis ans Lebensende bleiben, solche, die es zeitweilig sind, solche, die davon wie von einem nie verstummenden Zweifel heimgesucht sind, wie ja Jesus sich am Kreuz als gottverlassen erfuhr.)

Das >Existenzielle< an dieser Fragestellung hat mich nicht wenig

beunruhigt. Was hält uns aufrecht in Niederlagen, wenn einen keine transzendenten Gewissheit auffängt?

Der junge, vormarxistische Augsburger Brecht hat bekanntlich den Choral umgedichtet:

Lasst euch nicht verführen  
Zu Fron und Ausgezehr  
Der Tag steht in den Türen  
Was kann euch sonst noch rühren  
Und es kommt nichts nachher

Ist der Himmel erst entvölkert, liegt es für die Privatexistenz nahe, keinen Sinn mehr zu sehen. Der Nihilismus, den Nietzsche als Folge des Todes Gottes angekündigt hat, breitete in und nach den beiden Weltkriegen sich aus. Der philosophische und der künstlerische Absurdismus wetteiferten darin, ihm die höhere Weihe zu geben.

Als ich mich, noch mit achtzehn, nach langem Ringen mit meinem betagten Religionslehrer, einem vorzüglichen Mann namens Winter, aus dem Glauben meiner Kindheit herausgearbeitet hatte und aus der Kirche ausgetreten war, fiel ich ins Gravitationsfeld des absurdistischen Existenzialismus. Camus und vor allem Sartre wurden meine Bezugspunkte. Und ein erotisch-sexueller Ästhetizismus war das einzige, das unstillbar zum Anderen drängte und gewissermaßen eine Keimform des Sozialen darstellte, dessen gleichermaßen unverzichtbare wie unmögliche Zielsetzung Sartre im Begriff des Scheiterns zum allgemeinen Schicksal des Daseins erklärte.

In meiner Doktorarbeit, an der ich fast fünf Jahre lang saß, arbeitete ich mich durch die existenziellen Untiefen eines Lebens ohne Gott.

Mein Konfirmationsspruch hatte gelautet: >Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und freudig seiest.< Und nun arbeitete ich die Grundzüge einer Weltauffassung mit entsprechender Ethik aus, die diesen Spruch mit einer Welt ohne Gott vereinbar machte. Ich glaube, es gibt bis heute keine gründlichere Analyse der Konstruktion des philosophischen Absurdismus. Die Endlichkeit und das Scheitern sind für mich seither kein Argument gegen den Sinn unserer Versuche, sondern machen diese und das bestimmte Etwas wie auch jede geliebte Person desto kostbarer und das Eingedenken der geschichtlichen Kämpfe und der Opfer desto wichtiger.

Der Weg ins Jenseits, in Tertullians *credo quia absurdum* oder, wie beim Kirchenvater Augustinus, in Rechtfertigungsdogmen wie das von der Erbsünde ist Sozialisten in der Linie von Marx verschlossen. Paradoxerweise habe ich die >Gemeinde< nicht gefunden, solange ich der christlichen noch zugehörte. Erst nach meinem Exodus und erst, als ich beim Sozialismus in die Lehre gegangen war, wurde sie mir ein Begriff und ein Vermisstes. Vielleicht gehört dies zum existenziellen Paradox eines bürgerlichen Sozialisten-Kommunisten. In Paris und Perugia habe ich als Neunzehnjähriger Solidaritätsbewegungen und antifaschistische Volkskultur zuerst kennengelernt. Seither hat sich dies verstandes- und wissensmäßig, aber auch emotional und

mit geschichtlicher Erfahrung angereichert und mit dem Untergrund >aus dunkelstem Verlangen< (Rilke) verbunden. Ab und an brechen Tränen mit dem Druck eines artesischen Brunnens hervor, nicht in den Momenten der Niederlage, sondern sobald irgendwo die Unterdrückung durchbrochen wird. So zuletzt beim Dokumentarfilm über den Putsch gegen Chavez in Venezuela, den der Aufstand der Armen zuschanden machte. So war es vor Jahren, als ich Time & Life of Harvey Milk sah. Dass sich das Wunder ereignet, neben dem Frühling und dem Zusammentreffen von Lieben und Geliebtwerden das einzige, das ich kenne: dass aus dem Niemals der Utopie das Heute-noch des solidarischen Aufstands wird. Hier klingt das gefährliche Verhältnis von Gesellschaft und Gemeinschaft an, voller wunder Punkte, gefährlich, weil nach rechts entführbar.

Unser Wunder ist der Moment, in dem >das Volk< sich selbst emanzipativ in Bewegung setzt (wie die Bewohner der Armentvorstädte von Caracas beim Putsch gegen Chavez). Ansonsten gibt es dort wenig zu bewundern: Die Mittelschichten nicht zu spalten, sondern gegen sich zu einigen ist das Unglück der >bolivarischen Revolution< in Venezuela und mag zum Hauptgrund für ihre Niederlage werden.

Wie in der ersten Generation marxistischer Sozialisten liegt es nahe, sozialistische Existenz heute mit den frühen Christen, deren Erwartungen noch nicht verjenseitigt waren, zu vergleichen. Auch hier enttäuschte Erwartung. Doch wir warten nicht auf den Erlöser, nicht auf eine Wiederkehr, denn

*uns aus dem Elend zu erlösen, können nur wir selber tun.*

Wir erwarten also etwas von uns, besonders erwarten wir etwas von den vielen Ausgebeuteten und Unterdrückten, vom Proletariat. Auch wenn wir nicht auf so etwas warten, sondern nach Möglichkeit handeln, enthält unser Nichtwarten doch ein wirkliches Warten, das einzige, das sich für uns ziemt: dass es sich endlich fügen möge, dass die Ereignisse sich so überdeterminieren, dass sich der gefesselte Riese endlich in Bewegung setzt.

Genarrt durch die Zeit waren schon Marx und Engels, an deren Horizont die Revolution wie ein Irrlicht geisterte. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts hielten sie die große Zeitenwende ins solidarische Gemeinwesen für unmittelbar bevorstehend. Den Zeithorizont ein ums andere Mal hinausschieben zu müssen. Die Erfahrung der Staatswerdung zu machen, die aus den Verfolgten Verfolger (und, wenn sie an den alten Zielen festhalten, Verfolgte unter ihresgleichen) machen. die geschichtliche Tragödie: hinterrücks erfolgende Verwandlung der Befreier in belagerte Herrscher. Kommunistische und sozialistische Existenz liefern den Stoff zu den Tragödien des 20. Jahrhunderts. Die persönlich-politische Tragödie hat schon der große frühsowjetische Roman der 20er Jahre dargestellt: die Kommunisten, die es ehrlich meinen, geraten in ihrer eigenen Partei in die Minderheit zwischen Karrieristen und Opportunisten. Oder, ein halbes Jahrhundert später, inmitten der antifaschistisch-kommunistischen Befreiungskultur Italiens, die

ganz persönliche Tragödie am Beispiel des schwulen kommunistischen Lehrers, Dichters und Filmemachers Pier Paolo Pasolini.

Um eine Tragödie handelt es sich bei alledem, weil das Geschehen auf einem Boden erwächst, den der Atheistische Liberale Hegelianer Benedetto Croce als Religion bestimmt hat, eine auf den ersten Blick verwirrende Bestimmung, wenn man Religionen für notwendig gottzentrierte Kulte hält, wenn man also außer acht lässt, dass es etwa in Gestalt des Buddhismus eine Religion ohne Gott gibt. Für Croce ist Religion, wie Gramsci sagt, jede >in mythologischer Form dargebotene Wirklichkeitsauffassung mit einer Moral, die dieser Auffassung entspricht<. Die seine nannte Croce >Religion der Freiheit<. Als Verbindung einer Weltauffassung mit einer Ethik ist dann auch der Sozialismus, akzeptiert man Croces Definition, eine >Religion<. Gramsci riskiert sogar zu sagen: >die Philosophie der Praxis ist eine ^Häresie^^ der Religion der Freiheit, weil sie auf demselben Boden der modernen Zivilisation entsprungen ist.< (H. 10.I, 13. Anmerkungen, 8)

Dass das nicht aus der Luft gegriffen ist und dass sich in diesem Religionscharakter des Sozialismus ebenso faszinierende wie gefährliche Züge zeigen, lässt sich den der wunderbaren Musik hören, mit der Hanns Eisler -- auch ein Bachschüler -- einen Text Brechts zum 25. Todestag Lenins vertont hat. Hören wir auch hier mal rein.

- - - - -

>Als Lenin starb, war es, als ob der Baum zu den Blättern spräche, "Ich gehe".<

Das ist natürlich ein ganz unerlaubtes Bild. Es zeigt etwas Grundgefährliches mit einer Faszination, anrührender ist, als alles Rationale sein könnte. Nein, wir sind keine Blätter, die zu Boden fallen, wenn ein ^großer Steuermann^ sie verlässt.

Später hat Brecht das Unerlaubte dieses Bildes wettgemacht im Loblied auf die Teppichweber von Kujan-Bulak:

*Oftmals wurde geehrt und ausgiebig  
Der Genosse Lenin. Büsten gibt es und Standbilder.  
Städte werden nach ihm benannt und Kinder, Reden werden  
gehalten in vielerlei Sprachen  
Versammlungen gibt es und Demonstrationen  
Von Schanghai bis Chicago, Lenin zu Ehren.*

Die von Brecht gerühmten Teppichweber taten nach einigem Beraten nichts von alledem. Das zum Todestag Lenins gesammelte Geld verwendeten sie zur Bekämpfung der Malaria-Mücke. Das Gedicht endet:

*So nützten sie sich, indem sie Lenin ehrten und  
Ehrten ihn, indem sie sich nützten und hatten ihn  
Also verstanden. (GA 11, 181f)*

Die für mich entsetzlichste aller Verwandlungen ereignete sich in Jugoslawien: einem Land besonderer Hoffnungen und, wie es schien, berechtigter Erwartungen. Dass der multinationale Bundesstaat Jugoslawien, der die Arbeiter-Selbstverwaltung auf seine Fahnen geschrieben hatte, zur Szene bestialischer Massaker des Nachbarn am Nachbarn im Namen einer nationalen, einer kulturellen und vor allem religiösen Differenz mutierte... Das Wort des Karl-

Barthianers Helmut Gollwitzer, >Religion ist des Teufels<, wurde erfüllt und übererfüllt, als orthodoxe und katholische Christen einander die Kirchen zerstörten, sich wechselseitig aus ihren angestammten Dörfern vertrieben oder auf dieser blutigen Kirmes der ethnischen Säuberungen als lebende Zielscheiben ihrer Heckenschützen benutzten. Als sie sich wechselnd mit den Muslimen gegeneinander verbündeten, um dann wieder über diese herzufallen...

Wenn für mich das jugoslawische Grauen noch das des Ersten Weltkriegs übertrifft, so nicht, weil dieser an Gräueln dahinter zurückgestanden hätte. Damals hatten sich die sozialdemokratischen Arbeiter in Soldaten verwandelt, die auf ihre Genossen von gestern schossen, und eine Welle des Chauvinismus hatte die Errungenschaften proletarischer Solidarität fürs Erste hoffnungslos überflutet. Dennoch konnte Rosa Luxemburg vorhersagen, dass die Erfahrung des Krieges sie revolutionär radikalisieren würde, wie es dann auch eintrat. Solche Hoffnung in der Verzweiflung gewährt uns Jugoslawien, das Land des nicht primär repressiven Sozialismus, nicht. Für mich war Jugoslawien politische Heimat, Stützpunkt, überdies Ferienparadies geworden. Dass dann dort so viehisch-zynisch gemordet worden ist, wie kaum woanders, war doppelt entsetzlich. Aber das Schreckliche versteht sich wohl hier als Abrechnung mit dem Schönen. Die Jugoslawen mussten hingemetzelt werden -- durch Serben, Kroaten, Bosniaken, Kosovaren. Der Nato-Krieg, der 50 Jahre Industrialisierungsinvestitionen vernichtet hat, hat zum

Schluss auch noch der Modernisierung des Landes den Rest gegeben.

Als die bürokratisch-korrekttere, mononationale DDR ins Gravitationsfeld der größeren, reicherer und in parlamentarisch-demokratischen Freiheiten geübten BRD gleicher Nationalität fiel, zerging sie unblutig im unwiderstehlichen Lösungsmittel der D-Mark.

Nach so vielen Enttäuschungen gilt, was Marx den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft prophezeit hat, für uns Sozialisten und Kommunisten erst recht: wir sind >gezwungen, unsere Lebensstellung, unsere gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen<.

Zumal die Vergangenheit: Was mit den Gesellschaften sowjetischen Typs -- mit ihrer Nomenklatura plus >Schwert und Schild der Partei<, den direkt, ohne jeden rechtsstaatlichen Puffer, zugriffsberechtigten Geheimdiensten -- geschehen war, lässt sich analytisch-kühl mit der dritten Feuerbach-These von Marx beschreiben: Hier war >die Gesellschaft in zwei Teile -- von denen der eine über ihr erhaben ist -- sondier[t]<. Dadurch war das Wichtigste blockiert, nämlich das >Zusammenfallen des Ändern[s] der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung<. Das war eine Diktatur von Erziehern, die mit Gewalt verdrängten, dass >der Erzieher selbst erzogen werden muss<. Und das Volk, das da erzogen werden sollte, kann, wie Gramsci bemerkt hat, ein sehr grober Erzieher sein. Sobald es die Möglichkeit hatte, warf es jene abgeschotteten, >sonderten<

Erzieher aus dem Amt. Mitgefangen, mitgehängt, hieß es auch bei den Westlinken. Wer immer von uns sich Illusionen gemacht hat, musste sich mit-erziehen lassen.

Wer heute als Sozialist, besser: als sozialistischer oder kommunistischer Marxist auf ein Noch-nicht-Sein hin existiert, existiert für seine Umwelt als ein Noch-Seiender. Es kann mir passieren, wenn ich einem früheren Studenten oder einem der zehntausenden früherer *Argument*-Leser begegne, dass ich mit einem gewissen Unterton gefragt werde: Machst du noch immer ...? Bist du noch immer...? Ja, zur sozialistischen Existenz heute gehört, dass man das, was man ist, noch immer ist und dass es, wenn es mit uns zu Ende geht, nicht genügt haben wird. Bruch und Kontinuität lassen sich ermessen, wenn wir unsere sozialistisch-marxistische Existenz heute am Lob des Revolutionärs abgleichen, das Brecht 1930 in seiner Dramatisierung von Maxim Gorkis *Die Mutter* gedichtet und Hanns Eisler wunderbar vertont hat:

-- - - - -

Er fragt das Eigentum:  
Woher kommst du?  
Er fragt die Ansichten:  
Wem nützt ihr?

Wo immer geschwiegen wird  
Dort wird er sprechen  
Und wo Unterdrückung herrscht und von Schicksal die Rede ist  
Wird er die Namen nennen.

Mit dem Lob des Revolutionärs hatte Brecht nicht den Berufsrevolutionär im Auge. Schließlich ist eine einfache Arbeiterfrau die Heldin, die mit Mutterwitz und

selbstverständlicher Solidarität die gefallene Fahne aufhebt. So sehr die Verhältnisse sich gewandelt haben, die notwendigen Haltungen sind uns nicht fremd: wach und wachsam zu sein, beharrlich kritische Erkenntnis und widerständige Existenz miteinander zu vernetzen, niemals damit aufzuhören, das Eigentum zu fragen, woher es kommt, und die Gedanken, wem sie nützen. Dabei könnte der Pioniergruß >Allzeit bereit< unsere Lösung sein, auch wenn man so nicht mehr spricht: sozialistische Existenz als die eines >organischen Intellektuellen< im anknüpfend an Gramsci weiterentwickelten Sinn, aushaltend, dass es keinen autoritativen >Parteiauftrag< gibt, keine zweifelsfreie Linie -- die Aufgaben liegen überall herum, man muss sie nur aufheben.

Eine Sonderform ist die Daseinsform des LinksinTELLEKTuellen, gar des sozialistischen Theoretikers: eine Art Lehrer ohne Schüler, der den Fischen zu predigen scheint, wenn er nicht Flaschenpost im Meer einer gleichgültigen Zeit aussetzt. Einer Zeit, in der die Scham- und Erwartungslosen vorherrschen, die Abgebrühten und zynisch Aufgeklärten.

Und wir, die noch etwas wollen, was, auf Erden, über die herrschenden Verhältnisse hinausweist? Eines Morgens wachten wir auf und schienen wieder Utopisten geworden, in einem Umfeld, von dem es im ND<sup>3</sup> unlängst hieß:

>Die Szene gehört dem ausgeglühten Urteil. Der Begeisterungs-Resistente gibt den Ton an. [...] Die Neigung

---

<sup>3</sup> Hans-Dieter Schütt, >Dieses Ziehen in der HERZGEGEND. Ist die Welt nur noch mit Ironie auszuhalten? Hat die Hoffnung ausgedient?<, ND, 20.9.03

zum Abschwören [...]. In den Feuilletons streiten sich Kulturkritiker in ständig wechselnden ^Diskursen^ um die richtige, also unterhaltsamste Weise, schadenfroh pessimistisch zu sein.<<sup>4</sup>

Utopie: Ideal ohne Wirklichkeit? Ausgemaltes Wunschbild im Nirgendwo? Ideales Jenseits von Raum und Zeit? Der utopische Wille wäre dann Wille ohne Weg: *oútopos* - *oúmethodos*, das Nie und Nimmer. Sankt-Nimmerleinstag und Schlaraffenland -- was sollen wir damit anfangen? So gestellt, beantwortet sich die Frage selbst: Nichts.

Probieren wir einmal, ob die Frage andersherum funktioniert: Was stellt das Ideal ohne Wirklichkeit mit uns an? Das führt zur Macht des Imaginären. Sartre spricht von den zu verwirklichenden Unverwirklichbarkeiten, den >irréalisables à réaliser<.<sup>5</sup> Er bringt unsere Antriebsstruktur in seiner phänomenologischen Ontologie ins Gleichnis vom Esel und den Karotten: Ein Esel ist an einen Karren angeschirrt; von einem Stecken, der an der Deichsel festgebunden ist, hängt eine Mohrrübe dem Esel so vors Maul, dass sie um ein wenig unerreichbar bleibt; jeder Versuch des Esels, nach der Mohrrübe zu schnappen, bewegt den ganzen Karren fort und mit ihm, in immer gleicher Distanz vor dem Esel her, die begehrte Nahrung.

Es mag sein, dass Bauern von alters her so verfahren sind. Ich

<sup>4</sup> Hans-Dieter Schütt, >Dieses Ziehen in der HERZGEGEND. Ist die Welt nur noch mit Ironie auszuhalten? Hat die Hoffnung ausgedient?<, ND, 20.9.03

<sup>5</sup> *L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique*, Paris (1943) 5<sup>1</sup>1957, 612.

weiß nicht, ob es funktioniert. Doch Sartre macht daraus ein Bild für die letztendliche Imaginarität jener magnetischen Vorstellungen, auf die wir hinstreben, während sie uns unverändert vor-gestellt oder vor-gesetzt bleiben. >So laufen wir<, sagt er, >hinter einem Möglichen her, das unser Lauf selbst erscheinen lässt, das nichts als unser Lauf ist und das sich eben dadurch bestimmt als außer Reichweite.<<sup>6</sup>

Wo immer es uns nach einem Ziel treibt, sei es, dass wir hoffen, sei es, dass wir sexuell begehrten oder hungrig und dürsten, -- überall hypostasiert Sartre die treibende Absicht zu Gestalten der einen uneinlösbar Sehnsucht: das Wesen-das-seine-eigene-Ursache-wäre (*ens causa sui*) zu realisieren.

Während der Esel immerhin ab und an wirklich gefüttert werden muss, also den Geschmack der Möhre gleichsam noch im Mund hat, wenn er, nach ihr strebend, die Karre zieht, wären wir die dümmeren Esel, weil gelenkt von der Fata Morgana der ewig am Horizont hängen bleibenden bloßen Vorstellungen.

Doch halt, das muss nicht so bleiben. In den Momenten, in denen sich die geschichtliche Möglichkeit öffnet, weil Herrschaft und Ideologie zerbrechen, kann es sein, dass einer kommt, von dem es in Bechers Lied, von Hanns Eisler hinreißend komponiert, heißt:

*Er rührte an den Schlaf der Welt*

---

6 >Ainsi courons-nous après un possible que notre course même fait apparaître, qui n'est rien que notre course et qui se définit par là même comme hors d'atteinte. Nous courons vers nous-mêmes et nous sommes, de ce fait, l'être qui ne peut pas se rejoindre.< Aao., 253

*Mit Worten, die Blitze waren*

Wille ohne Weg versucht, die Weglosigkeit zu überspringen. Wenn die Utopie als solche praktisch wird, zeigt sie sich als Rettungsversuch, der nicht erst in Gefahr ist, sondern Gefahr selbst, großer Sprung über die Grenze der eigenen Kräfte und realen Reichweite.

Der Weg der Weglosigkeit hat zuerst Platon dazu geführt, den Staat en *lógoō*, als Idealstaat zu gründen, um dann von der real existierenden Diktatur den Sprung von der Idealität in die Realität zu erwarten. Das Platonparadigma hat durch die Jahrhunderte nicht aufgehört zu wirken. Und immer wurde die gewollte Wohltat zur Plage, die Vernunft zum Unsinn, die Utopie zum Unort des Lagers.

Brechts Gegenbegriff: >Das Gehen zu Zielen, die man nicht erreichen kann, muss man sich abgewöhnen.<

Der dialektische *méthodos*, der den Voluntarismus des Nichtwegs vermeidet, ohne mit dem schlechten Bestehenden sich abzufinden, heißt seit Hegel *bestimmte Negation*, ein Nein, das einen Unterschied im Bestehenden macht, das sich, um sich der marxschen Sprache anzunähern, mit den >Elementen der neuen Gesellschaft im Schoße der alten< verbündet.

Anders als Platon und seine immer noch virulente >Brut<, wie es bei Althusser heißt, lässt sich diese Herangehensweise mit dem Satz des jungen Marx ausdrücken:

>Wir treten dann nicht der Welt doktrinär mit einem neuen Prinzip entgegen: Hier ist die Wahrheit, hier knie nieder! Wir [...] sagen nicht: Lass ab von deinen Kämpfen, sie sind dummes Zeug; wir wollen dir die wahre Parole des Kampfes zuschrein. Wir zeigen ihr nur, warum sie eigentlich kämpft, und das Bewusstsein ist eine Sache, die sie sich aneignen muss, wenn sie auch nicht will..< (1/345)

Das klingt allerdings einfacher, als es, zum Himmel sei's geklagt, ist, und vielleicht war es damals in der Tat einfacher, als die Gesellschaft noch nicht in eine Ansammlung Günther-Andersscher >Masseneremiten< vorm Fernseher sich aufgelöst hatte.

Wie sollten wir sie mit dem Wünschbaren ohne Weg sammeln? Sie zerstreuen sich ja damit.

Versuchen wir's mit einer neuen Definition, die das Utopische durch Einführung eines Noch-nicht dynamisiert: das Wünschbare, das in absehbarer Zeit und an den uns bekannten Orten nicht erreicht werden kann. Ein vielleicht nie ganz zu erreichendes Fernziel, doch eines, dessen Sinn darin besteht, Stützpunkte im Jetzt zu bilden und ihren Ausbau zu orientieren. Verwandt mit Kants regulativer Idee, weil zunächst überwiegend ideell präsent, und regulativ, insofern unser Handeln orientierend, aber ohne die kantische Transzentalisierung, die den Ideenhimmel zu seiner wahren Wohnstätte erklärt.

Entwurf, latinisiert Projekt oder - vager - Perspektive, sind die unscheinbareren Kategorien, in denen wir dies im Alltag ausdrücken.

Doch die Dialektik der sozialistischen Existenz ist keine, die

bei allem auszuhalten Schmerz des Negativen am Ende hegelianisch garantiert aufginge in einem versöhnnten Absoluten. Was die Generation der Merleau-Ponty und Sartre einst erfahren hat, dass diese Dialektik nicht mehr trägt, in Wirklichkeit noch nie trug, weil sie eine schlechte Utopie ist, gilt für uns erst recht. Nur dass wir uns nicht im Absurden einrichten und das Ausharren im Sinnlosen heroisieren.

Daher können wir wohl auch - hier ergänze ich meine fröhliche Wissenschaft von 1966 -- das uns narrende Imaginäre nicht loswerden. Wir müssen es wohl als Bedingung unserer sozialistischen Existenz annehmen, dass wir immer auch von einem Imaginären angezogen sind, das nichts als unser Verlangen selbst ist. Hier wäre einmal die ironische Distanz angebracht, wenn uns der Zweifel anweht, ob wir am Ende nur Sandburgen am Strand bauen, die von der nächsten Woge wieder abgetragen werden.

Zu unseren Widersprüchen, die wir produktiv machen wollen (müssen), gehört auch dieser zwischen vorausseilender Einsicht und der Einsicht ins Problem des Vorauseilens: das ebenso problematische wie unentbehrliche Wissen vom Kapitalismus. Egal, wo wir sind und was unsere Fähigkeiten und Positionen sind: Was im Blick auf den High-Tech-Kapitalismus eine Ideologie ist, müssen wir mit unserem Leben füllen: eine Netzwerkgesellschaft, die den Gedanken wach hält, der die Perspektive des *Manifests* bestimmt, und soviel als möglich davon praktisch verwirklicht:

>An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin

die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.< (MEW 4, 482)

Über die Bedeutung der Haltung für beharrliche Bewegung wie bewegliches Ausharren hat Brecht auf eine Weise nachgedacht, die uns besonders angeht. Hier, was er über *sozialistische Existenz in Zeiten der Schwäche* notiert hat:

>In den Zeiten der Schwäche fehlt es oft nicht an richtigen Leitsätzen, sondern an einem einzigen. Von der Lehre passt ein Satz zum anderen, aber welcher passt zum Augenblick? Es ist alles da, aber alles ist zuviel. Es fehlt nicht an Vorschlägen, aber es werden zu viele verfolgt. Es fehlt nicht an Wahrnehmungen, aber sie werden rasch vergessen. In den Zeiten der Schwäche ist man engagiert, und man engagiert sich nicht. / In den Zeiten der Schwäche / ist vieles wahr, aber es ist gleich wahr; ist viel nötig und kann wenig geschehen; der Ausgeschaltete ist in Ruhe versetzt und hat keine Ruhe.< (21, 585; XX, 97)

Doch dann wieder das Glücksmoment der Umbrüche, Zeiten, in denen die kritische Masse zur Emanzipation hin überschritten wird. Das sind die Momente, in denen unser Kreislauf sich verändert und das Schlafbedürfnis abnimmt: Der Tag von Seattle, zuletzt der 15. Februar 2001 mit dem weltweiten Protest gegen den Irakkrieg der USA, das Nunca mais in Spanien. Dass viele genug genug von Vielem hatten.

In der eigenen Gesellschaft leben wir nicht weniger in der Diaspora als fast überall auf der Welt. Auch wenn die eigene Sprache und das eigene Land das entscheidende Medium unseres Engagements bilden, sind wir Kosmopoliten.

Irgendwo bei Unbekannten anzukommen, und binnen kurzem ist es, als kennten wir uns schon lange. Nicht als Herr und Frau X zu den

Herren und Frauen Y, Z usw. zu kommen, sondern als Genossen.  
Selbst wir dieselben Niederlagen teilen, die gleichen Sorgen  
haben -- um den Bestand der jeweiligen Zeitschrift und  
dergleichen mehr -- und uns darüber austauschen, wie viele  
ehemalige Genossen sich aus der Politik zurückgezogen haben -- es  
ist doch auch ein Glück.